Kapitel 3

Die ersten Verwerfungen

Am zweiten Tag nach dem Blackout begann Berlin zu kippen.

Nicht mit einem Knall, nicht mit offenem Chaos, sondern mit kleinen Verschiebungen, die man zuerst spürte und erst später verstand.

Die Wohnung war kalt. Die Luft trocken und schwer.

Die wenigen Geräte, die noch Restenergie hatten, gaben nach und nach auf: Handys, Powerbanks, die letzten LED-Streifen. Selbst die USVs im Wohnzimmer summten nicht mehr gleichmäßig, sondern unruhig, als wüssten sie, dass ihre Zeit begrenzt war. Der Petroleumofen hielt uns warm, aber nur im Zentrum des Raumes. Schon ein Schritt in den Flur ließ die Kälte wie einen Schleier über die Haut ziehen.

Ich musste raus.

Wasser. Lebensmittel. Medikamente.

Nicht panisch – aber bevor es alle taten.

Draußen standen Menschen vor den Hauseingängen. Manche trugen Jacken über Schlafanzügen, andere hielten leere Thermoskannen in der Hand. Die Gespräche waren leise. Zu leise.

Einige sagten, der Strom komme „bestimmt bald wieder“. Ihre Stimmen klangen mehr nach Wunsch als nach Überzeugung.

Vor dem Supermarkt hatte sich eine Schlange gebildet. Die automatische Schiebetür war blockiert, innen war es dunkel. Ein Mitarbeiter in orangefarbener Weste regelte den Einlass mit einer Taschenlampe, die immer wieder flackerte.

„Nur fünf Personen gleichzeitig!“

„Nur Bargeld!“

„Bitte ruhig bleiben!“

Er klang, als würde er selbst nicht glauben, was er da sagte.

Ich stellte mich an. Ein paar Meter vor mir weinte ein Kind. Die Mutter hielt es fest, sagte nichts, wippte nur leicht vor und zurück. Niemand sprach miteinander. Die Menschen starrten auf den Boden, auf die Tür oder auf ihre Hände – als wäre Blickkontakt plötzlich gefährlich geworden.

Drinnen traf mich die Leere härter als erwartet.

Die Regale mit Wasser, Nudeln, Brot, Milch – fast vollständig leer. Ein paar Dosen standen schief wie Überbleibsel aus einer anderen Zeit. Zwei Männer gerieten wegen einer Packung Reis aneinander. Stimmen wurden laut, jemand schrie. Eine Dose rollte über den Boden. In einer Ecke kniete eine ältere Frau und sammelte zerbrochene Kekse auf, als wären sie etwas Wertvolles.

Ich nahm nur das Nötigste.

Zwei Dosen Bohnen. Hafer. Ein paar Konservengläser.

Nicht mehr, als ich tragen konnte. Und nicht mehr, als ich verantworten wollte.

Auf dem Rückweg hörte ich eine Sirene. Kurz. Abgehackt. Dann Stille.

Eine Stille, die blieb.

Vor unserem Haus standen zwei Männer. Nachbarn – dritter und fünfter Stock. Sie sprachen gedämpft, warfen immer wieder Blicke in das Treppenhaus.

„Da oben war gestern Licht“, sagte einer.

„Vielleicht ein Generator“, meinte der andere.

„Wenn einer hortet, wird das ein Problem.“

Ich ging an ihnen vorbei, als hätte ich nichts gehört.

Aber sie meinten uns.

Drinnen empfing mich diese neue Mischung aus Schutz und Bedrohung.

Ein warmer Kern inmitten einer kalten Welt.

Lilly saß unter einer Decke. Rudi ruhte im Rollator, die Taschenuhr offen auf seiner Brust. Das gleichmäßige Ticken war das Einzige, was sich nicht verändert hatte.

„Alles gut?“, fragte Lilly.

Ich nickte.

Es war nicht die Wahrheit – aber nah genug, um sie nicht zu ängstigen.

Während ich die Vorräte verstaute, wurde mir klar, was wirklich begann: Nicht der Mangel.

Sondern das Rechnen.

Wer hat was.

Wer zeigt es.

Wer schweigt.

Die Nachbarn würden beobachten.

Hören.

Schlüsse ziehen.

Und in diesem Moment verstand ich:

Der Blackout war nicht das Problem.

Das Problem war, dass er uns zeigte, wie dünn die Schicht aus Vertrauen wirklich war.

Das Schlimmste war, was er aus Menschen machte.